

Zum Lachen in den Keller

Neues Programm der Villinger Komedie mit hoher Pointendichte / Wie Laurel und Hardy

Gegensätze ziehen sich an, sagt man. Und Gegensätze ziehen auch an, nämlich das Publikum im Falle Thomas Mosers und Frank Bloms. Denn die neue Staffel der Villinger Komedie ist bereits restlos ausverkauft – zu Recht.

RALF TRAUTWEIN

Villingen-Schwenningen. Witze auf der Bühne reißen viele, doch ist es ohne Zweifel eine große Kunst, Menschen derart zum Lachen zu bringen, dass es sie befreit. Vom Alltag, von Sorgen und Nöten. Zumindest für zwei Stunden lang. Die Leute wollen das. Und da sind sie bei der Komedie goldrichtig. Das neue Programm besticht nicht nur durch eine hohe Pointendichte, sondern auch durch Geist und Charme. Moser und Blom servieren im Ratskeller Blödelei auf höchstem Niveau. Moser spielt seine Soloparts so, wie man ihn kennt: „Ich könnt' mich scho wieder uffrege...“. Er tobt und teilt aus, er lästert, ätzt, kreischt. Derb ist das nur oberflächlich betrachtet, denn da ist kein reiner Faxenmacher am Werk, sondern ein Kabarettist. Man darf sich von der Tonart nicht täuschen lassen: Er spielt den Holzfäller, setzt die Treffer allerdings wie ein Fechtmeister. Spielt mit dem Kanzlerinnenwort „Wir schaffen das!“ – Vor 44 Jahren habe Villingen es sogar geschafft, 40 000 Schwenninger zu integrieren. Und nach der Wende 17,5 Millionen Ossi. Unter ihnen: Angela Merkel, die „Bachelorette der CDU“. Die sei ja Physikerin und wisse deshalb, „wie man spaltet“.

Noch während man sich Gedanken darüber macht, was die Deutschen mit einem Atomkern gemeinsam haben, legt Moser pröhlend nach: Wenn im Mittelmeer ein Schiff mit 1000 Investmentbankern untergeht, sei das eine Tragödie – wenn aber nur einer von ihnen Schwimmen kann, sei es eine Katastrophe. Die Leute johlen, der Ratskeller bebzt. In rhetorischer Schönheit sterben kommt für einen Thomas Moser nicht in Frage. Wer sonst fasst die VW-Abgasaffäre heute im Einklang mit früheren Fehlritten des Wolfsburger Managements zu Zeiten eines Peter Hartz so treffend in einem Satz zusammen: „Früher in Puff, heute Auspuff.“

Doch nein: Politisch ist die Villinger Komedie eigentlich nicht. Dafür sorgt schon Frank Blom, der den Trot-



Angriff auf die Lachmuskeln: links Frank Blom als Andreas Gabalier, rechts Moser und Blom im Frisiersalon.



Fotos: Ralf Trautwein

tel vom Dienst so charmant gibt wie sonst nur wenige. Blom passt zu Moser wie der Deckel auf den Topf, wie Pat zu Patachon, wie Laurel zu Hardy. Die beiden ergänzen sich perfekt. Blom nimmt Moser die Kanten, Moser gibt Blom Profil. Der ist ein Schauspieler vor dem Herrn. Ob Andreas Gabalier, Rudi Carell, Friseurin oder unzufriedene Ehefrau – er scheint in jeder dieser Rollen aufzugehen. Sein Anspruch dabei besteht ganz offensichtlich darin, so gnadenlos dämlich rüberzukommen, wie es nur geht: Eine künstliche Zahnreihe, die er sich eigens bei einem Zahntechniker hat anfertigen lassen, und übertrieben ro-

te Pausbäckchen perfektionieren den Eindruck.

Dabei fehlt seinen Figuren niemals jene Bauernschläue, die dem Doofen zu eigen ist, das verschmitzte Element eines Stan Laurel, das diesen zu dessen Zeiten zum Superstar avancieren ließ. So bedarf es schon einer gewissen Aufgewecktheit, wenn Blom in der Rolle der figurbewussten Friseurin bewusst aufs Volumenshampoo verzichtet, weil das „Fülle“ garantiert. Moser hält in der Rolle des brummigen Rentners staubtrocken dagegen, als ihm seine Gattin am Frühstückstisch mit Geschichten von „eineiigen“ Zwillingen nervt: „Mit einer Niere

kann man auch leben!“ Die Villinger Komedie ist etwas ganz anderes als sein „Kampf der Giganten“ gegen den Schwenninger Michael Schopfer, der wieder nach Weihnachten losgeht. Auch hier bleiben die Samthandschuhe aus. Doch persifliert die Komedie eher Befindlichkeiten allgemeiner Natur, während Politik nur am Rande vorkommt. Sie schaut dem Volk aufs Maul, wie man so schön sagt, und entlarvt Alltägliches. Brutal. „Was muss ich tragen, um für dich noch attraktiv zu sein?“, fragt die Frau ihren Mann nach 30 Ehejahren?“ Die Antwort kommt prompt: „Einen Kasten Bier!“ – so ist das Leben, und so

anarchistisch spitzt es die Komedie zu.

Deshalb ist es ganz normal, dass man zur Zeit zum Lachen in den Keller geht. In den Ratskeller.

Extra-Termine

Weil die Nachfrage so groß ist, spielt die Villinger Komedie zusätzlich am 8. und 9. April sowie am 29. und 30. April im Ratskeller in Villingen. Auch zwei Termine im Cafe Häring in Schwenningen gibt es 2016; diese stehen aber noch nicht fest. Karten kann man unter th.moser@gmx.de bestellen. rat

SCHWENNINGER GESCHICHTEN - JÖRG WEISBROD BLICKT ZURÜCK

Warum heißt die Hammerstatt „Hammerstatt“?

Jörg Weisbrod erinnert sich an seine Jugendjahre in Schwenningen. Sein Buch „Berliner Zigiener“ ist ein Zeitdokument der Jahre von 1943 bis 1956. Kaufen kann man es jetzt wieder bei „Books on demand“ und bei Osiander.

Unsere erste Unterkunft war im Elternhaus meines Vaters, in der Wohnung seiner Schwester, im zweiten Stock einer Doppelhaushälfte. Es war eine Katastrophe, weil die Wohnung ohnehin schon klein war. Ich war in einer Großstadt aufgewachsen, und so kam mir am Anfang alles wie ein großes Abenteuer vor. Als Erstes fiel mir die komische Toilette auf, ein kleiner Raum, der sogenannte „Abort“.

Er bestand aus einer normalen Kloschüssel, hatte jedoch auf der rechten Seite einen Handgriff und im Ablaufrohr einen mit diesem Griff verbundenen Teller. Daneben stand eine Wasserkanne, mit der man sein Geschäft anschließend vom Teller in die Latrine, die Güllegrube schwappen lassen konnte, wenn man den Teller mit dem Griff nach hinten bewegte. In unserer Berliner Wohnung hatten wir ein schönes helles Klosett

mit dem Spülkasten an der Decke und einem Waschbecken daneben. Hinter dem Haus in der Lichtensteinstraße war ein großer Gemüsegarten mit allem, was man für den täglichen Bedarf benötigte. Da gab es neben Kartoffeln und Mohrrüben sämtliche Kohlarten und Bohnen; dazu etliche Sträucher mit schwarzen und roten Johannisbeeren sowie Stachelbeeren für das Gesälz, wie man hier die Marmelade nannte. Der Garten war das uneingeschränkte Reich von Großmutter Helene, die mir dort, solange ich zurückdenken konnte, meistens im „Schaffschurz“, also in der Arbeitsschürze, in Erinnerung geblieben ist.

An der Rückseite des Hauses war auch die Jauche- oder Güllegrube, aus der mit einem langstieligen Schöpfeimer die Gülle hochgeholt und mangels Dünger vor dem Aussäen oder Setzen des Gemüses reichlich über den Garten verteilt wurde. Danach roch es immer ein bisschen streng.

Überhaupt hatte die Luft in dem Viertel, der Hammerstatt, in dem wir jetzt wohnen, oft einen Geruch nach Karbid. Ich hörte, dass dieser Gestank von dem Gaswerk in der Nähe mit dem riesigen dunklen Kessel kam. Gegenüber waren die flachen,

langgestreckten Büro- und Lagergebäude der Firma Link, einer Sanitär- und Eisenwarengroßhandlung, aus der immer gedämpfter Lärm und Hämmern kam. Deswegen also „Hammerstatt“, dachte ich damals.

Mit Schaudern kann ich mich



noch heute an das völlig ungewürzte Essen bei den Großeltern erinnern. Da gab es sehr oft Rotkohl, der ebenso wie das Bayrischkraut mit Apfelmarmelade abgelöscht wurde; außerdem ein fades, lasches, Kohlrabigemüse, das ohne Soße und Geschmack mit

verkochten Kartoffeln auf den Tisch kam. Der Großvater Jakob hatte immer einen Riesenberg Essen auf dem Teller. Wenn man ihn darauf ansprach, sagte er nur: „I schöpf nur einmal.“

Opas Refugium war eine kleine Werkstatt neben der Wohnung. Dort gab es außer einem Karussell mit vielen braunen SA-Reitern ein beleuchtetes Riesenrad und eine alte Dampfmaschine. Doch die Tür zu seiner Werkstatt war immer abgeschlossen. Eines der allerschlimmsten Essen war für mich jedoch ein weißer grobkörniger Käse, der hier „Bibiliskäs“ genannt, ungewürzt oder gesalzen gegessen wurde. Er bestand aus großen Brocken und sah wie ein verdorbener Hüttenkäse aus. Für mich war er genauso ungenießbar wie der Nachtisch im Kindererholungsheim in Schreiberhau im heutigen Polen. Dort gab es jeden Mittag einen hellen Pudding, dessen dicke Haut wie Pergamentpapier obenauf lag. Ich habe deshalb jeden Mittag beim Essen geheult, weil alles aufgegessen werden musste.

Vor dem Haus in Schwenningen auf der Hammerstatt war ein breiter Gehweg, auf dem ich manchmal spielte; aber immer nur so lange, bis ein großer dürrer Junge aus der

Nachbarschaft auf mich zukam. Ich glaube, er hieß „Schmid“. Er hatte einen runden Kopf, kurze Haare, ein Katzens Gesicht und fragte mich jedes Mal: „Hesch mer ebbis?“, er meinte: „Hast du mir etwas?“ Natürlich hatte ich nichts für ihn – woher denn auch? Immer drohte er mir Schläge an für den Fall, dass ich am nächsten Tag nichts für ihn hätte, geschlagen hat er mich jedoch nie.

Die nächste Wohnung war wiederum bei Muttis Schwägerin Herta, die inzwischen in eine größere Wohnung, in die „Alte Poststraße“, umgezogen war. Doch auch dort ging es nicht lange gut. Unsere Tante war kinderlos und konnte mit plärrenden Babys und Kleinkindern nichts anfangen, daher wollte sie uns so schnell wie möglich wieder loswerden. Auch unsere dritte Wohnung bekamen wir von Verwandten meines Vaters. Im Haus eines etwas eigenartigen Cousins in der Bachstraße war eine Wohnung frei geworden. Da wir fast keinen Hausrat hatten und die Wohnung leer war, musste Mutti wegen jeder Kleinigkeit, ob Teller, Topf oder Besteck, wegen jedem Kleidungsstück, jeder Bettdecke auf das Versorgungsamt und sich einen Bezugsschein besorgen.